



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Aus König Wilhelms ersten Jahren

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Aus König Wilhelms ersten Jahren

Von Otto Kaemmel



is heute wird das Urteil über die Persönlichkeit und die Wirksamkeit Kaiser Wilhelms des Ersten noch im wesentlichen von der Auffassung bestimmt, die Bismarck in zahlreichen Erzählungen und zuletzt noch in den „Gedanken und Erinnerungen“ vertreten hat. Danach hat man den Eindruck, als ob der Monarch zu allen bedeutenden Handlungen seiner Regierung seit 1862 von Bismarck habe angetrieben und andererseits von unzumutbaren oder nachteiligen Entschlüssen habe zurückgehalten werden müssen, weil er eben beständig auch von entgegengesetzten Einflüssen bestimmt worden sei, die Bismarck als unberechtigt und verderblich habe bekämpfen müssen. Dieses Urteil ist von Bismarcks Standpunkt aus ganz begreiflich, denn er stand im fortwährenden Kampfe. Aber auch Erich Marcks, der der Eigentümlichkeit und der Bedeutung Wilhelms in allen Beziehungen gerecht zu werden bestrebt ist, findet, daß er mit dem Eintritt Bismarcks in die Leitung der Geschäfte „aus der Stelle des Handelnden um einen Schritt zurückgetreten sei, daß er sein Größtes bis dahin geleistet“ habe, daß also der Höhepunkt seiner persönlichen Wirksamkeit nicht in die Zeit der Reichsgründung falle, daß an dieser sein Anteil der geringere sei. Ob das historisch richtig ist? Wilhelm ist doch zu allen Zeiten immer der Mittelpunkt aller Geschäfte geblieben; in seinen Händen allein liefen alle Fäden zusammen, er hielt alle seine Mitarbeiter, auch die größten, streng in den Grenzen ihrer Ressorts und duldete bei keinem eine Überschreitung. Er wußte wohl, warum er auch in Versailles während des Kriegswinters 1870/71 daran festhielt, denn er war sich bewußt, daß die Ausgleichung der Gegensätze zwischen seinen Beratern in seiner Hand liege. Und darüber hinaus wäre es doch ungerecht und unhistorisch, zu vergessen, daß das Reich eben nicht nur durch die Staatskunst Bismarcks, sondern ebenso gut durch die Kriegstaten des Heeres gegründet worden ist, die beide immer einander voraussetzten, und daß Wilhelm der Erste der Schöpfer und der Führer dieses Heeres gewesen ist.

Jedem, der allmählich zu einem wirklich unbefangenen und richtigen Urteil über Wilhelms des Ersten Bedeutung gelangen will, muß deshalb alles will-

kommen sein, was ihn uns persönlich näher bringt. Dazu gehört für die Anfänge seiner Regierung nicht zum wenigsten der zweite soeben erschienene Band der Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, dem der erste schon 1897 vorausgegangen ist (vgl. Grenzboten 1898, I, S. 339 f.).*) Denn Hohenlohe hat zu König Wilhelm wie zu seinem Vorgänger als Flügeladjutant jahrelang im nächsten dienstlichen und persönlichen Verhältnis gestanden, zu Friedrich Wilhelm dem Vierten von 1856 bis 1861, zu seinem Nachfolger von 1861 bis 1864; er war also sehr wohl in der Lage, als ein hochgebildeter Militär von altem Adel das Wesen beider Herrscher aufs genaueste kennen zu lernen. Die erste größere Hälfte des jetzt vorliegenden zweiten Bandes stellt seine Erlebnisse unter Friedrich Wilhelm und mit ebenso warmer innerer Teilnahme wie mit der genauesten Sachkenntnis die Krankheitsgeschichte des Königs dar, die schon mit dem Jahre 1856 beginnt und bisher wohl noch niemals so ausführlich und ergreifend dargestellt worden ist wie in diesem Abschnitte; höchst anschaulich tritt dabei ebenso die langsam sinkende Geisteskraft des unglücklichen Königs, der sich seines Leidens vollkommen bewußt war und doch leidenschaftlich wünschte, wieder zu genesen, wie die aufopfernde Liebe der edeln Königin Elisabeth und die hingebende Treue seines Adjutanten hervor. Das Politische bleibt in dieser Zeit im Hintergrunde, außer da, wo 1858 die Regentschaftsfrage auftritt und mit der Entlassung des Ministerpräsidenten Otto von Manteuffel am 7. November das liberale Ministerium „die neue Ära“ eröffnet, die nach Manteuffels Urteil eine Ära des Liberalismus geworden wäre, wenn die Liberalen verstanden hätten, klug zu sein. Mit dem Übertritt Hohenlohes in den persönlichen Dienst König Wilhelms am 2. April 1861 begann auch für ihn eine neue Zeit, in der er den politischen Ereignissen aus der nächsten Nähe zu folgen vermochte.

Hohenlohe hat diese Erinnerungen erst später, die aus der Zeit Wilhelms im wesentlichen im Jahre 1882 niedergeschrieben. Daraus erklärt sich manche Unbestimmtheit in den Zeitangaben und auch mancher sachliche Irrtum, den der Herausgeber in den meisten Fällen durch eine Anmerkung berichtigt hat. Aber er beobachtet scharf und schildert lebendig, was er erlebt hat, mit warmer persönlicher Teilnahme, aber ohne eine Spur von höfischer Schmeichelei, in seinem politischen Urteil natürlich hochkonservativ, aber von einer Unbefangtheit, die ihm eine ganz objektive Betrachtung auch der höchstgestellten Persönlichkeit ermöglicht. Nur einem solchen Manne konnte die feine vergleichende Charakteristik beider Könige gelingen, die schon vielfach den Weg durch die deutsche Presse gemacht hat. „Beide waren von unbegrenzter Pflichttreue.“ Aber Friedrich Wilhelm interessierte sich bei seiner vielseitigen Bildung so für alle Einzelheiten auf allen möglichen Gebieten, daß der Tag oft nicht ausreichte, alles zu erledigen. „Wilhelm arbeitete jeden Tag sein Pensum auf,“ auch bis spät in die Nacht; aber wenn er das nicht nötig hatte, „dann war er froh, sich erholen zu können.“ Den Bruder interessierte jede wissenschaftliche Frage, weil er alle Wissenschaften beherrschte; König Wilhelm war

*) Aus meinem Leben. Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen. Zweiter Band, 1856 bis 1863. Berlin, 1905, E. S. Mittler und Sohn.

„gar nicht so ununterrichtet,“ wie er selbst in seiner Bescheidenheit glaubte, und hatte in den verschiedensten Dingen, auch über Kunstwerke, ein klares Urteil, aber die Wissenschaft als solche war ihm gleichgiltig; erst wenn er das Wissen zu einem praktischen Zwecke bedurfte, erwachte sein Interesse, und dann ruhte er nicht eher, als bis er sich des Gegenstandes bemächtigt hatte. Er hatte sich zum Beispiel niemals um Japan bekümmert, aber als eine japanische Gesandtschaft in Berlin erschien, studierte er alles, was er in Berlin über Japan erhalten konnte. Als ihm dagegen Hohenlohe einmal unterwegs von einer noch nicht abgeschlossenen Erfindung berichtete, fragte der König, der ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, am Ende: „Nun, und was soll ich nun tun?“ und bemerkte dann auf Hohenlohes Antwort, daß die Sache noch nicht abgeschlossen sei, dann hätte er ihn lieber schlafen lassen sollen. Friedrich Wilhelm hatte eine leidenschaftliche „Freude an allem Genialen, an allem Neuen,“ aber auf die Durchführung kam es ihm nicht so sehr an. „Wilhelm hatte einen Widerwillen gegen jede Neuerung,“ aber wenn er ihre Notwendigkeit erkannt hatte, dann führte er sie durch und hatte seine Freude daran. „Friedrich Wilhelm war der Mann der Idee, des Gedankenflugs, Wilhelm war der Mann des Schaffens, der Tat.“ Der erste hat die Idee zu so manchem ausgesprochen, was später verwirklicht worden ist, aber er schreckte vor den Schwierigkeiten zurück, die sich dagegen aufstürmten (und führte seinen Staat nach Olmütz). „Wilhelm hatte die Fähigkeit in der Durchführung“; Schwierigkeiten gab es für ihn nicht (und so führte er seine Nation nach Sedan und Versailles). Beide Monarchen duldeten in der Kontroverse jeden Widerspruch, ja Friedrich Wilhelm freute sich darüber, weil er durch seinen Geist jeden bestegen zu können meinte. Wilhelm ging auf ihn nur vor der Entscheidung ein; hatte er diese getroffen, dann litt er keine Kritik mehr. „Hierüber ist nicht mehr zu reden, sagte er dann wohl, der König hat entschieden.“ Beide Brüder „waren wohlwollend und gutmütig“ und konnten sich über den Verlust eines Freundes sehr betrüben; Wilhelm weinte dann wohl bitterlich, aber Friedrich Wilhelm pflegte ein solcher Vorfall tagelang zu verstimmen, bei Wilhelm „konnten die nächsten Ereignisse diese Stimmung nach einer Stunde beseitigen.“ In sich fester, gesunder, immer dem jeweiligen praktischen Bedürfnis zugewandt, konnte er auch immer schlafen, wenn er wollte, auf der Eisenbahn, in einer kurzen Pause des Ministerrats, und er schlief auch des Nachts gewöhnlich vortrefflich; Friedrich Wilhelm war dazu unfähig, denn er regte sich viel zu sehr auf, und eine wichtige Sache raubte ihm leicht auch den nächtlichen Schlaf. Ebenso konnte Wilhelm lange Zeit ohne Nahrung aushalten; wenn er etwa bei Potsdam Truppen besichtigte, steckte er sich wohl eine „Schrippe“ in die Rocktasche und riet seinem Adjutanten, dasselbe zu tun, „denn Sie kriegen nichts bis vier Uhr Mittags.“ Dabei war es ihm ganz gleichgiltig, wann und was er aß — Hummer, den er liebte, aß er ebenso am frühesten Morgen wie am spätesten Abend. Wein, leichten Mosel und Sekt trank er für gewöhnlich sehr wenig, aber bei Empfängen trank er die schwersten verschiedenen Weine durcheinander, ohne daß man ihm danach jemals etwas angemerkt hätte, denn er

war viel zu galant, einer Dame, die ihm dergleichen anbot, etwas abzuschlagen. Beide Brüder waren geborne Redner, aber der eine „glänzte durch blühende, bilderreiche Sprache, der andre traf mit kernigen, deutlichen und einfachen Worten stets den Nagel auf den Kopf.“ Beide waren „wahrhaft fromm,“ aber Wilhelm war „lange nicht so kirchlich wie Friedrich Wilhelm. Die Sagen der verschiedenen Konfessionen interessierten ihn wenig.“ Ob seine Adjutanten evangelisch oder katholisch waren, danach fragte er kaum; „aber er konnte es nicht leiden, wenn ein Offizier seinen Glauben wechselte.“ In die Kirche ging er nur, wenn er auf eine gute Predigt hoffte, sonst blieb er lieber zuhause; Friedrich Wilhelm besuchte die Kirche „gewohnheitsmäßig allsonntäglich, besorgte aber auch nach der Kommunion seine Geschäfte wie an jedem andern Tage.“ König Wilhelm ließ danach keinen Beamten und Adjutanten vor. „Beide waren großartig angelegt. Friedrich Wilhelm war ein großer Geist, Wilhelm ein großer Charakter.“

Daß König Wilhelm die Armee, auf deren Siegen das Deutsche Reich beruht, recht eigentlich geschaffen hat, ist ihm niemals bestritten worden; aber wie er diese erneuerte Armee für den schweren Ernst des Krieges vorbereitet hat, das tritt doch erst aus Hohenlohes Darstellung ganz klar hervor. In den Besichtigungen war der Sechziger unermüdblich. Einmal kam er eines Nachmittags fünf Uhr in Frankfurt an der Oder an, besichtigte die dort zusammengezogene fünfte Division, fuhr in der Nacht nach Stargard, wo er um Mitternacht eintraf, besichtigte am nächsten Morgen früh sechs Uhr eine Kavalleriebrigade, fuhr um acht Uhr nach Stettin, sah dort eine Infanteriebrigade zwei Stunden lang exerzieren, sprach auf dem Stettiner Bahnhof bei einem kurzen Frühstück die Spitzen aller Behörden Pommerns und war um vier Uhr wieder in Berlin, wobei er auf der dreistündigen Fahrt auch noch Vorträge entgegennahm. Bei Kavalleriemänövern ritt er sogar noch jede Attacke neben der Standarte mit. Seine Kritik nach der Besichtigung betraf immer nur die strikte Ausführung der Elementartaktik, niemals die höhere Taktik oder gar die Strategie. Als ihn Hohenlohe einmal nach dem Grunde fragte, antwortete der König: „Weil erstens die höhere taktische und strategische Führung auf dem Exerzierplatz nie und beim Manöver nur in sehr beschränktem Maße beurteilt werden kann, denn es stellt sich alles anders heraus, wenn die Kugeln pfeifen, und weil zweitens es vielmehr darauf ankommt, daß die ganze Armee im Kriege alles genau nach dem Reglement mache, als daß geniale Ideen ausgeheckt werden.“ So erklärte er das Bajonettfechten für einen „modernen Unsinn,“ mit dem man im Kriege gar nichts erreiche, und verachtete die „Türken,“ d. h. die unter Friedrich Wilhelm üblich gewordenen, mit großer Mühe eingeübten, oft recht künstlichen Gefechtsbilder. Denn er mußte genau, daß in den Entbehrungen eines Feldzuges und in der Todesgefahr der Schlacht nur die peinliche Gewöhnung an die Disziplin die Soldaten leiten und zusammenhalten kann. Gelegentlich kommandierte er selbst ein kleines Manöver „aus dem Sattel,“ d. h. ohne vorher eine schriftliche Disposition und Instruktion auszugeben, um ein Beispiel zu geben, und „übertraf dabei, sagt Hohenlohe, alles, was ich Ähnliches gesehen habe, an Klarheit der Be-

fehle und Bestimmtheit der Anordnungen," wobei er übrigens äußerlich zwar ganz ruhig, aber in einer großen innern Aufregung war, weil er eben etwas Musterhaftes bieten wollte und sich unter der stillen Kritik seiner Generale fühlte. So brachte er schweren Ernst in den Dienst, in das Exerzitiurn wie in die Manöver. Schon bei dem ersten großen Königsmanöver im Rheinlande im September 1861, bei dem das siebente Armeekorps unter dem methodischen Herwarth von Bittenfeld gegen das achte unter dem genialen Bonin focht, Herzog Ernst von Koburg-Gotha aber, der beide Korps teilweise führte, sich zur heimlichen Freude des französischen Generals Forey als ganz unfähig zur Truppenführung zeigte, um die er sich nie gekümmert hatte, machte der König dem unter seinem Vorgänger aufgetommenen Brauch, die Manöver als eine Gelegenheit zum Amüsement zu betrachten und danach befriedigt zum „Winterschlaf“ in die Garnison abzurücken, ein jähes Ende. Als sich damals der alte Brangel einen Witz über irgendein sonderbares Gefechtsbild nicht versagen konnte, obwohl er Oberschiedsrichter war, sagte ihm der König: „Herr Feldmarschall, hier ist keine Zeit zum Witzmachen. Reiten Sie schnell hin und geben Sie eine Entscheidung, damit der Unsinn aufhört, den ich da sehe.“ Unmittelbar nachher wurden viele Generale verabschiedet, und mit dem „Winterschlaf“ war es ein für allemal zu Ende. Das war derselbe königliche Feldherr, der fünf Jahre später bei Königgrätz zwei preußische Bataillone, die im kritischen Moment der Schlacht unter seinen Augen aus der Linie zurückwichen, mit scharfen Worten ins Gefecht zurückschickte, und der seine eigne ungeheure Spannung während dieser banger Stunden in keiner Miene verriet, sondern nur in der ruhigen Frage an Moltke, was er über den Stand der Schlacht denke.

Wie sehr König Wilhelm schon im Jahre 1861 im Vordergrunde des allgemeinen Interesses stand, das zeigte auch das erste Attentat, das auf den menschenfreundlichsten und gütigsten Monarchen während dieses Sommers in Baden-Baden versucht wurde. Dort hatten damals Hohenlohe und der Oberst von Boyen täglich abwechselnd den Dienst bei ihm, aber er ging jeden Morgen ganz allein nach dem Brunnentrinken unter den herrlichen alten Bäumen der Lichtenthaler Allee nach Lichtenthal (eine halbe Stunde vom Kurhaus), wohin die Königin ihm vorausgegangen war. Denn er wollte hier ganz als Privatmann leben und wurde unter Umständen ärgerlich, wenn er bemerkte, daß der Adjutant vom Dienst ihm auch nur von ferne folgte, ja er verbat sich das wohl geradezu. So war er auch am 14. Juli, an dem Boyen den Dienst verlor, ganz allein, als er gegen achteinhalb Uhr, wie immer in Zivil, den Weg durch die Lichtenthaler Allee einschlug. Da ging ein junger Mensch an ihm vorüber, der ihn sehr höflich grüßte und dabei besonders aufmerksam ansah, dies auch wiederholte, als der König, rascher gehend, ihn hinter sich ließ. Kurz danach, bei der Kettenbrücke über die Dos, begegnete ihm Graf Flemming, der preußische Gesandte in Karlsruhe, der ihn nun begleitete. Etwa hundertundfünfzig Schritt weiter, jenseits des Hirtenhäuschens, fiel aus nächster Nähe von hinten ein Schuß. Sofort fühlte der König einen leichten brennenden Schmerz an der linken Seite des Halses und rief, nach der Stelle

greifend: „Mein Gott, was war das?“ Der Attentäter hatte das zweiläufige Pistol, dicht hinter den König tretend, ihm an den Rücken gesetzt und dann beide Läufe zugleich abgedrückt; da der König aber im Fortschreiten blieb, und die Waffe sich durch den Ruck beim Abfeuern nach oben richtete, so ging eine Kugel am Ohr vorüber, die andre schlug durch den Rockragen, den sie zerriß, traf auf die Halsbinde und prallte am Halse ab, weil sie an Kraft verloren hatte. Sich umwendend sah der König den jungen Menschen drei Schritte von sich stehn, die Waffe lag am Boden, der Verbrecher aber bekannte auf eine Frage des Grafen Flemming, daß er auf den König geschossen habe. Einige Herren warfen ihn sofort zu Boden und traten ihn mit Füßen, sodaß der König sie sehr ernst abmahnte, weil der Mensch wohl ein Irtsinniger sei; sie brachten ihn darauf in einem Mietwagen zum Stadtdirektor Kunz. Der König brachte seine Toilette in Ordnung und ging dann wieder ganz allein nach Lichtenthal weiter, sagte auch der Königin nichts von dem Anfall, bis ihnen auf dem gemeinsamen Rückwege der Fürst von Hohenzollern leichenblaß entgegenkam, dann auch andre. Die Königin konnte sich kaum aufrecht erhalten. Als Hohenlohe, der eben nach Rastatt hatte fahren wollen, in das Quartier des Königs, das Mesmersche Haus, zurückkam, traf er vor diesem eine große Menschenmenge und den König mit verbundnem Halse. „Na, noch lebe ich,“ antwortete der König ziemlich ernst auf die Begrüßung. Eine Viertelstunde später fand sich auch Bismarck ein; er fand den König etwas verdrießlich über das Aussehen und die Störung, das Unterfutter aus dem Rockragen hängend, sonst aber ganz heiter gestimmt, im Gegensatz zu der entsetzten Umgebung (Bismarckbriefe Nr. 250). Der sofort gerufne Arzt ordnete darauf Ruhe an, und alles zog sich zurück, der Monarch aber schrieb sofort einen ausführlichen, klaren Bericht über den Vorfall für die Gerichte und die Zeitungen auf, den Hohenlohe im Wortlaut mitteilt (S. 274 f.). Die Verwundung stellte sich als gefährlicher heraus, als man anfangs angenommen hatte, denn die Kugel hatte eine starke Quetschung verursacht und dadurch eine Vene getroffen, sodaß der König am zweiten Abend Schüttelfrost bekam und in dringender Lebensgefahr schwebte. Erst am dritten Tage war die Gefahr vorüber, und der König ging wieder aus. Was den Fieberanfall besonders verstärkt hatte, das war die Entrüstung darüber, daß der Verbrecher keineswegs irrsinnig war, sondern mit klarem Bewußtsein ihn habe aus dem Wege räumen wollen, weil er der deutschen Einheit hinderlich sei. Das war damals beiläufig eine auch sonst viel verbreitete Meinung; so weit hatte sich schon der Partisanatismus verrannt! Der Attentäter, ein Leipziger Student namens Oskar Becker aus Odessa, ein schüchtern, unansehnlicher Mensch, dem niemand von seinen Bekannten so etwas zugetraut hätte, wurde zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurteilt, die er in Bruchsal zu verbüßen hatte, wurde aber schon nach zwei Jahren auf Verwendung des Königs begnadigt. Er ist kurz nach seiner Freilassung gestorben. König Wilhelm aber wies auch nach dem Mordanfall jede Begleitung eines Adjutanten bei seinen Spaziergängen entschieden ab, denn sein Leben stehe in Gottes Hand, er drängte sich sogar beim Promenadenkonzert unbefangen unter die dichteste Volksmenge;

aber er wurde von jetzt ab, ohne daß er es merkte, von Geheimpolizisten auf Schritt und Tritt bewacht, und die geheime Polizei spann ihre Fäden überall hin, beobachtete namentlich Brüssel und London als die Sitze revolutionärer Komitees, die von dort immer wieder ihre Mordgesellen gegen den König aus- sandten (S. 334f.).

Gewiß, er war die stärkste Säule der monarchischen Ordnung in Europa. Das betonte er mit vollem Bewußtsein auch durch seine feierliche Krönung in Königsberg am 18. Oktober 1861, die er an die Stelle der alten Huldigung der Stände setzte, weil dieser eine Bestätigung ihrer Rechte hätte vorausgehn müssen, die sich mit der modernen Verfassung nicht vertrug. Er wollte damit ebensowohl sein Königtum von Gottes Gnaden gegenüber der liberalen Auf- fassung wie seine Selbständigkeit gegenüber Österreich betonen. Die Krönung selbst machte auf alle Zuschauer durch die Würde der Zeremonie wie durch die imponierende Ruhe und Majestät des Königs den tiefsten Eindruck; Hohen- lohe selbst, der an diesem Tage den Dienst hatte und beim Verlassen der Schloßkirche unmittelbar vor ihm ging, staunte, „wie wunderbar schön“ der König im Krönungsmantel, mit der Krone auf dem Haupte, den Reichsapfel und das Zepter in den Händen, ausjah. Der König selbst aber erinnerte sich dabei auch der leidvollen Jahre 1806/07, die er teilweise im Königs- berger Schlosse verlebt hatte, und das steigerte noch seine ernste, weisevolle Stimmung.

(Schluß folgt)



Afghanistan

Schilderungen und Skizzen von Franz Kordon



Afghanistan gehört zu den im Innern Asiens liegenden Ländern, über die die öffentliche Meinung in Europa nur sehr oberflächlich und mangelhaft unterrichtet ist, obwohl sein Name in der großen Presse ziemlich häufig genannt wird, weil alle Welt weiß, daß England und Rußland, diese auf ihre Macht und ihren Einfluß eifersüchtigen Nebenbuhler, das eine im Süden, das andre im Norden von Afghanistan, in Wehr und Waffen stehn und bereit sind, das für jeden gleich wertvolle Gebiet entweder mit einem Angriffe zu bedrohen, oder als Verteidiger zu beschützen, je nachdem die Umstände es erheischen. England ist seinem Rivalen gegenüber offenbar im Vorteil, da seine Diplomatie es verstanden hat, in den Jahren 1879 und 1880, nachdem eine britische Gesandtschaft in Kabul ermordet worden war, einen überwiegenden Einfluß auf die Geschichte des Reichs dadurch zu erlangen, daß sie dem am 22. Juli 1880 von den afghanischen Fürsten zum Emir gewählten Abdurrahmân eine namhafte dauernde Unter- stützung in barem Gelde und Kriegsmaterial gewährte, wogegen sich dieser ver- pflichteten mußte, mit keiner fremden Regierung politische Verbindungen anzu- knüpfen. Der im Herbst des Jahres 1901 gestorbne Emir Abdurrahmân scheint